GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

#Vernetzt euch! : (Post-)Feministische Kollektivierungspraktiken und Social Media

André, Fabienne

2023

https://doi.org/10.25595/2294

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

André, Fabienne: *#Vernetzt euch! : (Post-)Feministische Kollektivierungspraktiken und Social Media*, in: Open Gender Journal, Jg. 7 (2023). DOI: https://doi.org/10.25595/2294.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17169/ogj.2023.206

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

OPEN GENDER JOURNAL

#Vernetzt euch! (Post-)Feministische Kollektivierungspraktiken und Social Media

Fabienne André (fabienne.andre@uni-wuppertal.de)

Abstract: Vernetzt euch – eine Aufforderung, die nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch in feministischen Kontexten zentral scheint. Vor allem Social Media gilt als wichtiger Ort der digitalen Vernetzung: Die Nutzung von Hashtags sowie das Reposten bzw. Teilen, Liken und Gestalten von feministischen Beiträgen eröffnet Nutzer*innen immer wieder neue Vernetzungsformen auf Plattformen wie Instagram und Twitter. Doch wer profitiert von solchen Vernetzungsstrategien? Stärken sie feministische Kollektivierung oder dienen sie eher der Selbstoptimierung und -vermarktung des Individuums in neoliberaler Manier? Der Artikel widmet sich diesen Fragen aus einer postfeminismus-kritischen Perspektive, mit der, in Anlehnung an Rosalind Gills Konzept der postfeministischen Sensibilität, die Verwobenheiten zwischen feministischen, antifeministischen und neoliberalen Praktiken analysiert werden. Im Fokus stehen dabei Widersprüche, Ambivalenzen und Verwicklungen, die in gegenwärtigen (post-)feministischen Bewegungen beobachtet werden können.

Schlagworte: Digitalisierung, Feminismus, Neoliberalismus, Netzwerke, Postfeminismus, Soziale Bewegungen, Soziale Medien

Eingereicht: 28. Mai 2022
Angenommen: 26. Juli 2023
Veröffentlicht: 22. September 2023

Zitationsempfehlung: André, Fabienne (2023): #Vernetzt euch! (Post-)Feministische Kollektivierungspraktiken und Social Media. In: Open Gender Journal 7. doi: 10.17169/ogj.2023.206

DOI: https://doi.org/10.17169/ogj.2023.206

Unter redaktioneller Bearbeitung von Marcel Wrzesinski, Gabriele Jähnert und Kathrin Ganz

Creative Commons Attribution 4.0 International

Fabienne André

#Vernetzt euch! (Post-)Feministische Kollektivierungspraktiken und Social Media

Einführung

Vernetzt euch! Eine Aufforderung, die sowohl gesamtgesellschaftlich als auch in aktivistischen Kontexten zentral scheint. Ob im Job, in der Freizeit oder auch in feministischen Bündnissen – Vernetzung verspricht die Erschließung neuer Ressourcen, die zu mehr Erfolg im Beruf und Privatleben, aber auch zum Aufbau kollektiver (feministischer) Widerstände[1] führen soll. Digitale Plattformen wie Twitter, Instagram etc. scheinen Vernetzungsstrategien dabei auf ein neues Level zu heben, das großes Potential verspricht. Feministische Bewegungen wie #aufschrei, #metoo oder #niunamenos nutzen Social Media, um geschlechtsspezifische Gewalt als gesellschaftliches Problem sichtbar zu machen und widerständige Netzwerke aufzubauen, die sich dem hegemonialen Diskurs zu Geschlecht und Gewalt entgegensetzen. Die Vernetzungsmöglichkeiten auf Social-Media-Plattformen scheinen dabei unendlich.

Zugleich stellen sich feministische Akteur*innen, vor allem Aktivist*innen und Forschende, aber auch (selbst-)kritische Fragen: Was bewirken diese Formen der Vernetzung? Wer profitiert von ihnen und welche Abhängigkeiten entstehen mit der Nutzung von Plattformen wie Instagram, Twitter und Facebook? Vernetzungsstrategien versprechen vor allem auch für sie Profit und werden von ihnen befördert. Die Aufforderung der digitalen Vernetzung passt sich immer wieder in eine neoliberale Logik ein, die (selbst-)optimierende, profit-, effizienz- und leistungssteigernde Praktiken ins Zentrum rückt. Mit Blick auf feministische Kollektivierungsprozesse stellt sich deshalb die Frage: Welchen Einfluss haben neoliberale Prinzipien auf Formen feministischer Kollektivierung und wie subversiv können digitale Vernetzungsstrategien dennoch wirken?

In diesem Artikel stehen digitale Vernetzungsformen auf Social-Media-Plattformen im Kontext (post-)feministischer Kollektivierungspraktiken im Fokus. Der Blick fällt dabei vor allem auf Vernetzung (zum Beispiel durch Hash-

1 Im Buch „Vernetzt euch!“ (2011) forderte beispielsweise die 2020 verstorbene Aktivistin Lina Ben Mhenni dazu auf, sich über Blogs und soziale Netzwerke wie Facebook zu vernetzen. Dabei wies sie auf die Wirkmächtigkeit von digitaler Vernetzung im Fall der Vertreibung des tunesischen Diktators Ben Ali hin (vgl. Mhenni 2011).

tags, Reposts/Teilen, Likes, Sharepics und Profilverlinkungen) auf Plattformen wie Instagram und Twitter. Dabei diskutiere ich sowohl die Frage nach subversiven Potentialen als auch die Gefahr neoliberaler Vereinnahmungen. Analysiert wird das Thema aus einer Perspektive, die sich an Rosalind Gills Konzept einer „postfeministischen Sensibilität" (Gill 2017, 607) orientiert und vor allem auf Widersprüche, Ambivalenzen und Verwobenheiten fokussiert. Diese wird im folgenden Kapitel genauer erläutert. Im Anschluss wird die Entwicklung von Vernetzungsstrategien als eine zentral gewordene Form feministischer Bündnisbildung behandelt, die sich bereits seit den 1980er Jahren abzeichnet. Auch an dieser Stelle wird eine mögliche Verwobenheit mit neoliberalen Prinzipien diskutiert. Im Anschluss werden Möglichkeiten und Grenzen der digitalen Vernetzung besprochen. Fokussiert werden zum einen Geschlechterverhältnisse und innerfeministische Konflikte auf Social-Media-Plattformen, zum anderen, mit Blick auf Netzfeminismen als spezifisches Phänomen im digitalen Raum, die Frage nach der (Un-)Möglichkeit feministischer Kollektivierung. Mit diesem Aufbau möchte ich mich sowohl der anfangs aufgestellten Fragestellung auf einer allgemeineren Ebene nähern als auch spezifische für sie relevante Praktiken analysieren. Ich möchte mithilfe eines postfeminismus-kritischen Blicks zeigen, wo Potentiale für feministische Kollektivierung, aber auch Barrieren und Grenzen liegen. Zuletzt fällt der Blick auf das Digitale selbst. Mit der Frage, ob wir uns nicht längst in einem postdigitalen Zeitalter befinden, wird die Perspektive noch einmal verschoben und der Blick auf die Problematik einer dichotomen Trennung zwischen digitalen und analogen Räumen der Kollektivierung gelenkt. Dies eröffnet eine kritische Haltung gegenüber aktuellen Diskussionen um digitale Räume, die zukünftiger Forschung zu feministischer Kollektivierung und Vernetzung eine neue Stoßrichtung geben kann. Schlussendlich wird resümiert, was all diese Aspekte über digitale Vernetzungsstrategien als (post-) feministische Kollektivierungspraktik aussagen können, welche Leerstellen wir in der bisherigen Diskussion finden und wie zukünftig mit diesem Themenkomplex umgegangen werden kann.

Postfeminismus-kritische Perspektiven

Der Begriff Postfeminismus wird bereits seit den 1990er Jahren hinsichtlich der Entwicklung feministischer und antifeministischer Bewegungen von unterschiedlichen Sozial- und Kulturwissenschaftler*innen diskutiert (vgl. Whelehan 1995; Sozialistisches Büro 2005; McRobbie 2010; Gerdes 2012). Die feministische Soziologin und Kulturwissenschaftlerin Rosalind Gill verweist auf verschiedene Lesarten des Begriffs. In einer ersten Lesart wird mit Postfeminismus ein

epistemologischer Bruch beschrieben, der bereits ab den 1980er Jahren beobachtet wird: Mit der Entwicklung poststrukturalistischer, intersektionaler und postkolonialer Theorien kann das Kollektivsubjekt Frau kritisch betrachtet werden (vgl. Gill 2007, 250). Problematisiert wird die Dominanz weißer*[2], heterosexueller, westlicher* und bürgerlicher Stimmen in feministischen Bewegungen aus sowohl identitätskritischer Perspektive, von Theoretiker*innen wie Judith Butler, aber auch intersektionalen und postkolonialen Perspektiven, von Theoretiker*innen wie Kimberlé Crenshaw, Gayatri Spivak und Chandra Mohanty (vgl. Butler 1991; Crenshaw et al. 1995; Mohanty 2003; Spivak 2008). Dies wirft auch Fragen nach Formen der feministischen Kollektivierung auf, in denen unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen, wie Rassismus und Klassismus, berücksichtigt werden (vgl. Combahee River Collective 1977). Die Kritiken erzeugen eine theoretische Verschiebung von Gleichheitsfragen hin zu Fragen nach Differenz(-en) (vgl. Gill 2007, 250). Diese wird auch als postfeministisch bezeichnet, womit kein Ende des Feminismus, sondern eine Transformation feministischer Diskurse gemeint ist. Auch in einer zweiten Lesart wird Postfeminismus nicht als ein Ende verstanden, sondern vielmehr als eine historische Verschiebung mit Blick auf unterschiedliche zeitliche Perioden des Feminismus (vgl. ebd., 251). Als Synonym für die sogenannte dritte Welle des Feminismus, vor allem im US-amerikanischen Kontext, wird mit Postfeminismus eine Phase beschrieben, in der eine Debattenverschiebung und Veränderung gesellschaftlicher Zusammenhänge beobachtet wird und die vor allem mit feministischen Aktivitäten der Popkultur einhergeht (vgl. Gerdes 2012, 12). Subversive Bands wie Bikini Kill oder Bratmobile, welche die RiotGrrrl-Bewegung in den 1990er Jahren prägten, fokussierten Diversität sowie Individualität und lehnten das Bild des weiblichen Opfers, das in der zweiten Frauenbewegung noch verstärkt genutzt wurde, ab (vgl. ebd., 16). Entgegen stellten sie diesem einen Selbstermächtigungsgestus, der in subversiven Performances, die auf sexistische Strukturen aufmerksam machen sollen, deutlich wird (vgl. ebd., 12). In einer dritten Lesart wird mit Postfeminismus ein Ende des Feminismus im Sinne eines beobachteten Backlashs aufgrund gesellschaftlicher Positionen beschrieben, die Feminismus für nicht mehr nötig halten beziehungsweise eine Gegenreaktion zu feministischen Bewegungen der 1970er Jahre darstellen (vgl. Gill 2007, 253). Diese Lesart ist auch in der deutschspra-

2 Das Sternchen verweist auf eine kritische Verwendung des Begriffs. Mit Blick auf rassistische und koloniale Diskurse dienen Begriffe wie weiß oder westlich auch immer wieder einer Differenzierung, Dichotomisierung und Homogenisierung von vermeintlich geschlossenen Welten, mit der koloniale Machtverhältnisse gesichert werden. „Weiß“ meint im Artikel jedoch keine Hautfarbe als Differenzmarkierung, sondern eine gesellschaftliche Positionierung, die mit Privilegien und Macht einhergeht.

chigen Debatte dominant (vgl. Hark/Villa 2016; Göweil 2017; Stehling 2015; Klaus 2008). Beschrieben werden vor allem antifeministische Bewegungen, die mit einem wachsenden Individualismus in neoliberalen Gesellschaftsstrukturen einhergehen. Eine der bekanntesten Vertreter*innen dieser Theorie ist Angela McRobbie, die Postfeminismus als eine Situation beschreibt, in der Feminismus zwar Alltagsverständnis geworden ist, zugleich jedoch abgelehnt wird (vgl. McRobbie 2010, 33). Frauen erhalten neue Möglichkeiten der Partizipation an gesellschaftlichen Ressourcen, die jedoch mit der Bedingung verknüpft sind, Kritik an Geschlechterungleichheiten aufzugeben und einen aggressiven Individualismus zu leben. Diese Form des „undoing feminism" (McRobbie 2010, 13) geht, laut McRobbie, mit der Forderung einher, dass Frauen angepasst, flexibel und begehrenswert sein müssen. Im Zentrum steht dabei die Rolle der Konsumentin und eine Verkörperung der Werte einer neuen Meritokratie (vgl. Göweil 2017, 28f.).

Rosalind Gill greift diese unterschiedlichen Lesarten des Postfeminismus auf und macht vor allem auf Ambivalenzen und Widersprüche aufmerksam, die in den veränderten Debatten, Positionen und gesellschaftlichen Entwicklungen aufscheinen: Sie beobachtet gegenwärtig eine „Zeit, in der wir sowohl einen Anstieg feministischer Aktivitäten und feministischer Sichtbarkeit erleben als auch einen ernüchternden Anstieg von Antifeminismus und Frauenfeindlichkeit" (Gill 2018, Absatz 2). Dabei beschreibt Gill Formen der Verstrickung (*entanglements*), die sie mithilfe des Konzepts einer „postfeministischen Sensibilität" (Gill 2017, 607) analysiert:

> „Statt Postfeminismus als theoretische Perspektive, historische Epoche oder (nur) als Gegenreaktion zu betrachten, halte ich es für zielführend, ihn als eine zeitgenössische Sensibilität zu betrachten, die mit anderen koexistiert. [... E]s gilt, das Augenmerk auf Postfeminismus als sich verbreitende Ideen, Bilder, Meme und sogar als Gefühlsstruktur zu richten. [...] Dieses kritische Herangehen an Postfeminismus schlägt darüber hinaus immer mehr eine intersektionale Richtung ein und stellt die Annahmen von Weißsein und Heteronormativität sowie den Fokus auf die Mittelschicht infrage." (Gill 2018, Absatz 26 und Absatz 12)

Gill verortet Postfeminismus als einen „Gegenstand der Analyse" (Gill 2018, Absatz 12), der mit kritischen und intersektionalen Perspektiven betrachtet werden kann. Im Fokus steht dabei das „Verwobensein" (Gill 2018, Absatz 11) feministischer, antifeministischer und neoliberaler Ideen, Bilder, Gefühlsstrukturen und Subjektvorstellungen. In den Blick geraten vor allem Widersprüche, Ambivalenzen und Spannungsverhältnisse in gegenwärtigen (post-)feministischen Praktiken.

In diesem Artikel werden mithilfe einer postfeminismus-kritischen Perspektive digitale Vernetzungsstrategien als Form feministischer Kollektivierungspraktik betrachtet. Anknüpfend an Gills Überlegungen kann angenommen werden, dass feministische (digitale) Vernetzungsstrategien mit neoliberalen Strategien[3] verwoben sind, was neue Potentiale für feministische Bewegungen eröffnet, jedoch auch Hindernisse und Grenzen birgt.

Vernetzung als feministische Kollektivierungspraktik

Feministische Aktivist*innen beschäftigen sich seit jeher mit der Frage nach möglichen Formen der Kollektivierung: Wie können sich Gruppen, Kollektive und Bewegungen entwickeln, in denen sich Feminist*innen zusammenschließen? Mit Fragen nach Differenzen, Ausschlüssen und differenzübergreifenden, globalen Solidarisierungen gewinnt ab den 1980er Jahren die Vernetzung als spezifische Form der feministischen Bündnisbildung an Relevanz (vgl. Bock 2008, 870ff.). Zuvor fokussierte Bündnispolitik vor allem starke Bindungen, in der die Erfahrung einer gemeinsamen Betroffenheit im Vordergrund stand. Kritik an einem damit einhergehenden eingeschränkten Blick auf das Kollektivsubjekt Frau, mit dem unterschiedliche (intersektionale) Diskriminierungserfahrungen ausgeblendet werden, brachte feministische Perspektiven hervor, die stärker differenzorientiert und intersektional ausgerichtet sind. Es entwickelte sich in vielen feministischen Kreisen der Anspruch, sich identitätskritisch mit dem Kollektivsubjekt auseinanderzusetzen und nach differenzübergreifenden Solidaritätsmöglichkeiten zu suchen, in denen intersektionale Perspektiven einbezogen werden (vgl. Knapp 2017, 245). Der Aufbau feministischer Netzwerke sollte eine Form der Bündnisbildung ermöglichen, die diesem Anspruch folgt. Geprägt ist diese Kollektivierungsform häufig von sogenannten schwachen Beziehungen und stärker informellen Strukturen (vgl. Frerichs/Wiemert 2002, 20, 25; Bock 2008, 870ff.). Netzwerke zielen auf Verbindungen über nationale und lebensweltliche Grenzen hinaus: Sie sollen Menschen, denen nur wenige Ressourcen zur Verfügung stehen, die Möglichkeit eröffnen, sich zu verbinden (vgl. Bock 2002, 13ff.). Dabei scheinen sie zugleich weniger Verbindlichkeit, schwächere Bindung und Verantwortung für Einzelne zu fordern.

3 Die Bezeichnung *neoliberale* Strategie orientiert sich an Michel Foucaults theoretischen Überlegungen hinsichtlich einer neoliberalen Regierungstechnik als „Machtstrategie" (Foucault 2005, 261). Diese beruht vor allem auf Selbsttechnologien, mit denen sich Subjekte selbst disziplinieren und den herrschenden Prinzipien von Leistung und Effektivität anpassen (vgl. Sauer 2008, 249f.). Der Zwang zur Selbststeuerung verlagert jede Verantwortung auf das Individuum (vgl. Hark 2014, 83).

Doch wer kann sich in solchen Netzwerken überhaupt vernetzen und wer profitiert von ihnen? Kritische Stimmen in der Netzwerkforschung weisen auf Exklusionsprozesse hin und zeigen, dass vor allem ressourcenstarke Gruppierungen von Netzwerken profitieren (vgl. Mayr-Kleffel 2008, 347). Dies wird unter anderem damit begründet, dass die Erschließung von Ressourcen und eine Reziprozitätsnorm (im Sinne eines Austauschs von Ressourcen), nicht Solidarität, als konstitutiv für Netzwerke gelten (vgl. Frerichs/Wiemert 2002, 26, 43, 190). Hier zeigt sich bereits eine Dynamik, in der bestehende Ungleichheitsstrukturen und Diskriminierungsverhältnisse aufrechterhalten werden können. Dem feministischen Anspruch einer differenzübergreifenden, solidarischen Kollektivierung durch Vernetzungsstrategien steht somit die Gefahr einer Reproduktion gesellschaftlicher Macht- und Hierarchieverhältnisse in Netzwerken entgegen, in der sich neoliberal-kapitalistische Formen der Individualisierung und Selbstoptimierung widerspiegeln. Die kritische Frage danach, wer profitiert, kann aus postfeminismus-kritischen Perspektive auf die individuelle Nutzbarmachung und Instrumentalisierung von Netzwerken hinweisen, die weniger auf kollektive Prozesse, sondern eher auf individuelle Erfolgschancen und Ressourcennutzung zielen. Die Fokussierung auf Vernetzung passt sich dabei in gesellschaftliche Veränderungsprozesse ein, die auch als Herausbildung einer „Netzwerkgesellschaft“ (Castells 2003) beschrieben werden. Beobachtet wird ein damit einhergehendes Netzwerkdenken, das mit Neoliberalisierung verwoben scheint (vgl. August 2021).

Diese Beobachtung einer Individualisierung statt Kollektivierung durch Netzwerkbildung kann mithilfe Andreas Reckwitz’ Überlegungen gestützt werden: Reckwitz beobachtet in Vernetzungsstrategien Singularisierungsprozesse[4] und weist darauf hin, dass sich Netzwerke von anderen Formen der Kollektivierung unterscheiden, da ihnen „meist die kollektive Identifikation beziehungsweise Identität“ (Reckwitz 2017, 200) fehlen. Er beschreibt dabei ebenfalls schwache Beziehungen als ein zentrales Charakteristikum. Die damit einhergehenden „lose[n] Verbindungen“ (Reckwitz 2017, 219f.), die zwischen den Teilnehmer*innen bestehen, beinhalten ein Potential, das bei Bedarf aktiviert werden könne. Netzwerke stellen für Reckwitz deshalb eher ein zweckrationalisiertes Instrument dar, das der Ausbildung von singularisierten Subjekten dient (vgl. ebd.). Anknüpfend an diese Überlegung stellt sich die Frage, inwieweit Vernetzungen Verbind-

4 Mit Singularisierung beschreibt Reckwitz einen Kampf um Aufmerksamkeit einzelner Gesellschaftsmitglieder auf Basis eines „kompliziertere[n] Streben[s] nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit, die zu erreichen freilich nicht nur subjektiver Wunsch, sondern paradoxe gesellschaftliche Erwartung geworden ist. [...] Im Modus der Singularisierung wird das Leben nicht einfach gelebt, es wird kuratiert“ (Reckwitz 2017, 9). Singularisierung meint dabei mehr als Selbstständigkeit und Selbstoptimierung und orientiert sich am Wettbewerbsgedanken.

lichkeiten schaffen, die über eine neoliberale Strategie von Individualisierung und Selbstoptimierung hinausgehen.

In feministischen Kontexten, in denen kollektive Prozesse der Solidarisierung und der gemeinsame Kampf gegen bestehende Diskriminierungsverhältnisse fokussiert werden, ist diese Frage zentral. Die bisher angeführten kritischen Analysen zu Vernetzungsstrategien weisen darauf hin, dass mit Vernetzungen nicht nur Formen der Kollektivierung, sondern auch Individualisierungs- und Selbstoptimierungsprozesse in Gang gesetzt werden können. Im Kontext neoliberal-kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen scheinen dabei auch feministische Vernetzungsaktivitäten in einem Spannungsverhältnis: Einerseits ermöglichen sie neue Formen der Kollektivierung, die differenzreflexiv und ressourcenermöglichend sein können, anderseits scheinen starke, langfristige Verbindungen und stabile Beziehungen erschwert zu werden. Hinsichtlich des Anspruches vieler feministischer Aktivist*innen, differenzübergreifend Verbindungen zu schaffen, stellt sich die Frage, wie ambivalent Vernetzungsstrategien wirken: Sie ermöglichen zum Teil niedrigschwellige Zugänge aufgrund loser Verbindungen und schwacher Beziehungen und können somit neue Verbindungen schaffen, schränken Zugänge jedoch durch das Voraussetzen bestimmter Ressourcen auch zum Teil ein, wodurch Ausschlüsse und Diskriminierungsstrukturen (re-)produziert werden können. Solche vorausgesetzten Ressourcen können unter anderem Privilegien sein, die von bestehenden gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen abhängig sind. Im Hinblick auf Klassenverhältnisse kann beispielsweise der Zugang zu feministischen Netzwerken über Sprache eingeschränkt werden: Wer besetzt dominante Sprechpositionen, wie wird gesprochen und wer wird dadurch (nicht) adressiert? Dass unterschiedliche Ressourcen unterschiedliche Zugänge zu Netzwerken ermöglichen, steht dem anfangs erwähnten Anspruch vieler Aktivist*innen in feministischen Kontexten entgegen, durch Vernetzungsstrategien Partizipationsmöglichkeiten auch für Menschen zu eröffnen, die weniger Ressourcen mitbringen. Hier zeigen sich Widersprüche und Ambivalenzen, die mit einer postfeminismus-kritischen Perspektive auf konkrete Phänomene genauer untersucht werden können. Denn die Gefahr einer Instrumentalisierung von feministischen Netzwerken durch privilegierte Gruppierungen kann auch mit Blick auf neoliberale Vereinnahmung diskutiert werden, durch die Singularisierungsprozesse bestärkt und Kollektivierungsprozesse geschwächt werden. Akteur*innen in feministischen Netzwerken werden immer wieder herausgefordert, das subversive Potential in Vernetzungspraktiken auszuschöpfen, um differenzübergreifende, solidarische und widerständige Kollektivierungsformen in einer neoliberal-kapitalistischen Gesellschaftssituation zu ermöglichen. Im Folgenden wird diese Herausforderung mit Blick auf

digitale Vernetzungsstrategien diskutiert. Im Fokus steht dabei die Frage, wie die problematisierten Widersprüche und Ambivalenzen spezifisch wirken.

Digitale Vernetzung – Möglichkeiten und Grenzen

Social-Media-Plattformen stellen für feministische Bewegungen immer wichtigere Vernetzungsorte dar. Es werden Profile mit feministischen Texten erstellt, Hashtags entwickelt, Videos zu feministischen Themen gedreht oder auch Memes gestaltet. Über das Verlinken, Hashtaggen und Teilen bzw. Reposten von Beiträgen, Bildern und Videos vernetzen sich feministische Akteur*innen über nationale Grenzen hinaus. Einige sprechen auch von einer „vierten Welle“ des Feminismus, in der die Nutzung von Social Media zentral geworden ist (vgl. Munro 2013, 22). Vor allem Plattformen wie Instagram, Facebook und Twitter sollen, laut der dahinterstehenden Unternehmen, eine stärkere globale Vernetzung ermöglichen. Sie eröffnen Handlungsräume und verändern Bewegungskulturen und -formen: Magdalena Freudenschuss bezeichnet das Internet auch als einen „Ort für feministischen Aktivismus über Grenzen hinweg“ (Freudenschuss 2014, 12). Sie beobachtet die Entstehung neuer Kollektivitäten und fragt sowohl nach Potentialen als auch geschlechtsspezifischen Herrschafts- und Machtverhältnissen, die sich im Digitalen weiter manifestieren. Neben der Beobachtung neuer Kollektivierungsmöglichkeiten, richtet sie einen kritischen Blick auf die digitale Kluft, da Menschen, die nicht an digitaler Vernetzung teilnehmen (können), auch aus politischen Handlungsräumen ausgeschlossen werden (vgl. ebd., 13). Gerade die Vorstellung einer grenzüberschreitenden, globalen Vernetzung führt oft zur Unsichtbarmachung von Orten, Kontexten und Subjekten, die von dieser Vernetzung ausgeschlossen sind. Dies gilt beispielsweise für Orte, an denen die Nutzung des Internets kontrolliert und eingeschränkt wird, aber auch für Kontexte, in denen aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen Zugänge zu digitalen Räumen fehlen. Eine digitale Kluft (*digital divide*, Kannengießer 2014, 53) wird aber auch außerhalb feministischer Kontexte diskutiert. Vor allem Wissenschaftler*innen und Journalist*innen machen darauf aufmerksam, dass ein Teil der Weltbevölkerung von der zunehmenden kommunikativen Konnektivität, also der digitalen Vernetzung, ausgeschlossen ist (vgl. ebd.; Posthausen 2023, 25; Statistisches Bundesamt 2023). Diese Kluft bewegt sich sowohl innerhalb einer Gesellschaft als auch zwischen Gesellschaften und verschärft bestehende Ungleichheiten, die unter anderem mit Alter, Geschlecht, Einkommen oder soziokulturellem Status zusammenhängen (vgl. Posthausen 2023, 25). Hindernisse für den Zugang entstehen dabei nicht nur aufgrund fehlender technischer Ausstattung,

sondern auch aufgrund eingeschränkter verfügbarer Sprachen, Inhalte oder auch Kompetenzen und Fähigkeiten (vgl. Kannengießer 2014, 54). Die digitale Kluft erschwert differenzübergreifende, transnationale und politische Kollektivierungen, die sich über eine digitale Vernetzung formieren. Dies betrifft auch feministische Kontexte. Doch welche Potentiale und Grenzen bergen digitale Vernetzungsstrategien für feministische Kollektivierungspraktiken darüber hinaus? Im Folgenden wird dies zunächst mit Blick auf Geschlechterverhältnisse und die (Un-)Möglichkeit innerfeministischer Konflikte auf Social-Media-Plattformen diskutiert. Im Anschluss fällt der Blick spezifisch auf netzfeministische Praktiken als Form feministischer Kollektivierung.

(Un-)Veränderbarkeit der Geschlechterverhältnisse und (Un-)Möglichkeit innerfeministischer Konflikte

Sowohl Möglichkeiten als auch Grenzen digitaler Räume zeigen sich auch im Hinblick auf die (Un-)Veränderbarkeit der Geschlechterverhältnisse (vgl. Kannengießer 2014, 56; Drüeke 2019, 1381f.; Fuchs/Gräf 2019). Einerseits bieten digitale Räume neue Möglichkeiten, Geschlechterverhältnisse zu verändern und Binarität aufzubrechen, in dem Nutzer*innen Räume aktiv gestalten. Dies zeigt sich auf Social-Media-Plattformen beispielsweise in der Vielfalt von Bildern, Videos und Texten, die eine heteronormative Logik durchbrechen und alternative Geschlechterbilder produzieren. Andererseits werden bestimmte Handlungen auch in diesen Kontexten bereits nahegelegt und provoziert, wodurch bestehende Ordnungen reproduziert und stabilisiert werden (vgl. Kannengießer 2014, 56; Drüeke 2019, 1381f.). Stereotype Geschlechterbilder und Zuschreibungen werden auf Social Media immer wieder reproduziert und den Nutzer*innen, beispielsweise über geschlechtsspezifische Fotofilter oder personalisierte Werbung, nahegelegt. Auch Tanja Carstensen verweist auf die Widersprüche im Web 2.0:[5]

> „In der Analyse des Web 2.0 zeigen sich Geschlechterverhältnisse voller Widersprüche und gleichzeitig stattfindender gegenläufiger Entwicklungen: Bedeutungsverlust von und Beharren auf Geschlecht zugleich, eine Stärkung queer-feministischer Politik neben dem Scheitern feministischer Bemühungen, Dekonstruktion und Diskriminierung, Kämpfe gegen Alltagsfeminismus, ‚authentische' und stereotype neben vielfältigen und experimentellen Geschlechteridentitäten, Männerdominanz und Frauenräume." (Carstensen 2012, 31)

5 Der Begriff Web 2.0 fokussiert digitale Plattformen und Netzwerke wie Instagram und Twitter, auf denen Nutzer*innen aktiv interagieren. Damit sind sie nicht mehr nur Konsument*innen, sondern auch Produzent*innen von digitalen Inhalten (vgl. Rankl 2017, 51f.).

Auf Social-Media-Plattformen können Akteur*innen somit hegemoniale Geschlechterbilder durchbrechen, von der Heteronorm abweichende Nutzer*innen empowern und vielfältige Geschlechtervorstellungen sichtbar machen. Zugleich werden Nutzer*innen jedoch immer wieder mit stereotypen Geschlechterbildern konfrontiert und geschlechtsspezifische Handlungen nahegelegt beziehungsweise belohnt. Ein Abweichen von heteronormativen Bildern kann über Zensuren oder digitalisierte geschlechtsspezifische Gewalt[6] sanktioniert werden. Social-Media-Plattformen haben dabei Steuerungsmacht: Sie entscheiden darüber, wer was und wie posten kann und welche Inhalte (un-)sichtbar werden.[7] Entscheidungsgrundlage ist die Frage, wie profitabel die Inhalte für die Plattformen sind, beispielsweise wie viele Klicks sie generieren. Möglich wird die Steuerung über Algorithmen, die mit sexistischen, rassistischen aber auch anderen diskriminierenden Bildern und Vorstellungen verbunden sind (vgl. Rouvroy 2016, 30; Orwat 2019). Gesine Fuchs und Patricia Gräf verweisen in Anlehnung an den Kultur- und Medienwissenschaftler Felix Stalder darauf, dass die Ausrichtung von Algorithmen „fast immer einer neoliberalen, individualisierenden, ent-kollektivierenden Weltsicht [entspricht]“ (Fuchs/Gräf 2019, 90). Dies hat auch Einfluss auf Vernetzungsaktivitäten von feministischen Akteur*innen und kann diese hinsichtlich Kollektivierungsmöglichkeiten einschränken. Um im Kontext differenzübergreifender feministischer Kollektivierungspraktiken diesen (neoliberalen) Vereinnahmungen entgegenzuwirken, betont Sigrid Kannengießer die Notwendigkeit, sowohl nicht-digitale Medien einzubeziehen als auch eine lokale Gebundenheit zu schaffen (vgl. Kannengießer 2014, 56). In Anlehnung an Wendy Harcourts Begriff der „Glokalität“ (Harcourt 2008, 145) weist sie auf ortsgebundene Notwendigkeiten hin, die parallel zur globalen Vernetzung zentral für politische Arbeit sei (vgl. Kannengießer 2014, 94). Auch digitale Vernetzung muss demnach mit lokalen und analogen Kollektivierungspraktiken verbunden werden. Dies ermöglicht es Akteur*innen, die sich digital vernetzen, Verbindungen untereinander, auch unabhängig von Social-Media-Plattformen, beispielsweise über lokale Bündnis- und Aktionstreffen, weiter auszubauen und zu stabilisieren.

Die Notwendigkeit einer Verbindung unterschiedlicher Praktiken zeigt sich beispielsweise mit Blick auf innerfeministische Konflikte, die vor allem in Kontexten auftreten, in denen vielfältige Perspektiven und Positionen aufeinan-

6 Unter digitalisierter geschlechtsspezifischer Gewalt können Formen von Online-Hatespeech verstanden werden, die sich häufig gegen politisch agierende Frauen oder trans Personen im öffentlichen Raum richtet und oft durch fremde Täter*innen erfolgt. Sie kann jedoch auch eine Erweiterung und/oder Verstärkung von Formen analoger geschlechtsspezifischer Gewalt sein (vgl. Prasad 2021, 19).

7 Die Organisationen AlgorithmWatch und European Data Journalism Network haben beispielsweise in einer Studie herausgefunden, dass Bilder von nackter Haut, vor allem von Frauen, in den Newsfeeds von Instagram überrepräsentiert werden (vgl. AlgorithWatch 2020; Richter 2020).

dertreffen (vgl. Kannengießer 2014, 94). Maren Hartmann weist darauf hin, dass der Konflikt ein wichtiges Element in feministischen Kontexten darstellt, da er eine Weiterentwicklung von Bewegungen ermöglicht (vgl. Hartmann 2006, 156). Gerade mit Blick auf Differenz und Intersektionalität können innerfeministische Konflikte zu neuen Perspektiven, (Selbst-)Reflexionen und politischen Forderungen führen, durch die weitere Diskriminierungsverhältnisse sichtbar gemacht werden und neue Kollektivierungsformen entstehen können. So werden beispielsweise Kollektivitäten und Solidaritäten möglich, in denen auch Erfahrungen mit Armut, Queerfeindlichkeit und/oder Rassismus thematisiert werden (können). In digitalen Vernetzungspraktiken können innerfeministische Konflikte laut Hartmann (2006, 156) jedoch auch problematisch sein: „Der Konflikt ist (über)lebenswichtig, aber auch möglicherweise destruktiv für die Konnektivität in einer Netzwerkgesellschaft." Begründet wird dies mit möglichen Ausstiegen und Ausschlüssen. Auf Social-Media-Plattformen bezogen kann sich dies beispielsweise im Entfolgen oder Blockieren von Accounts ausdrücken, sobald Inhalte kritisch wahrgenommen werden. Dies ermöglicht Aktivist*innen einerseits Schutz vor digitalisierter geschlechtsspezifischer Gewalt, der viele massiv ausgesetzt sind, kann aber in Bezug auf die Ermöglichung innerfeministischer Konflikte radikale Konsequenzen haben: Es entstehen homogene Räume bzw. „maßgeschneidert[e] Umwelten" (Reckwitz 2017, 268), in denen innerfeministische Debatten fehlen oder unsichtbar werden: Auf Social-Media-Plattformen können Kommentarspalten ausgeschaltet, Abonnent*innen blockiert oder auch Beiträge vollkommen gelöscht werden. Dies ermöglicht eine Gestaltung von Seiten, Profilen oder Gruppen, die vor allem die Perspektive der Gestalter*innen widerspiegelt. Die bestehenden Algorithmen sorgen zugleich dafür, dass für Nutzer*innen auf den Plattformen vor allem Inhalte sichtbar werden, die zu ihrem ‚Profil' passen (vgl. Stark/Magin/Jürgens 2021, 304f.). Andere Perspektiven werden dabei immer zuverlässiger herausgefiltert. Dies führt schlussendlich dazu, dass einige Räume auf Social-Media-Plattformen vor allem von Akteur*innen genutzt werden, die einander ähneln, was eine differenzübergreifende Verbindung erschwert. Hinzu kommt, dass innerfeministische Konflikte auf Social-Media-Plattformen zu sogenannten Shitstorms[8] führen können, die auch dadurch befeuert werden, dass diese Plattformen nach aufmerksamkeitsökonomischen Prinzipien funktionieren. Laut Ulrike Koch und Anna Zschokke basiert eine solche hegemonial strukturierte Aufmerksamkeitsökonomie „auf sexistischen, androzent-

8 Als Shitstorms werden im deutschen Sprachraum vor allem Wutausbrüche im digitalen Raum verstanden, bei denen massenhaft auf ein Ereignis (beispielsweise einen Artikel, einen Kommentar oder eine Aussage), auch mit Beschimpfungen, reagiert wird (Kuhlhüser 2016, 81).

rischen, ableistischen, cis-gegenderten, heterosexistischen, rassistischen und klassistischen Strukturen“ (Koch/Zschokke 2014, 36). In Diskussionen auf digitalen Plattformen werden unterschiedliche feministische Perspektiven deshalb meist verkürzt dargestellt, marginalisierte Gruppierungen unsichtbar gemacht und Debatten dekontextualisiert (vgl. Carstensen/Prietl 2021, 38). In der #metoo-Debatte führte dies beispielsweise dazu, dass vor allem weiße* Frauen dominante Sprechpositionen besetzten und der Ursprung der Bewegung, der auf die afroamerikanische Aktivistin Tarana Burke zurückgeht, die vor allem Erfahrungen afroamerikanischer Frauen mit sexualisierter Gewalt sichtbar machen wollte, unsichtbar wurde (vgl. Savali 2018, 101). Gerade polarisierende und wenig komplex erscheinende Positionierungen, die sich in Debatten eindeutig einem Lager zuordnen lassen, werden auf Social-Media-Plattformen durch diese aufmerksamkeitsökonomische Logik sichtbar gemacht (vgl. Stark/Magin/Jürgens 2021, 316). Innerfeministische Konflikte, beispielsweise hinsichtlich intersektionaler Perspektiven, die sich zwischen solchen Lagern verorten und komplexer erscheinen, werden dabei meist unsichtbar, da sie weniger Aufmerksamkeit erhalten und somit auch weniger Klicks generieren. Die Kulturwissenschaftlerin Sandra Kuhlhüser merkt jedoch an, dass Shitstorms generell „auch eine kritisch-reflektierte und berechtigte Kritik sowie starke Verteidigungs-Kommunikation auf[weisen]“ (Kuhlhüser 2016, 81). Sie können somit subversives Potential enthalten und als eine Form des Widerstands verstanden werden. Auch hier zeigt sich aus postfeminismus-kritischer Perspektive eine Ambivalenz, die sowohl Möglichkeiten als auch Grenzen digitaler Vernetzungsstrategien aufzeigt. Fraglich bleibt jedoch, inwieweit diese Form der Konfliktaustragung eine feministische Kollektivierung ermöglicht, die differenzübergreifende Verbindungen schafft und innerfeministische Konflikte zulässt. Auf Social-Media-Plattformen führen Shitstorms und Informationsflut auch immer wieder zu Ausstiegen, Überlastungen und Erschöpfung bei Aktivist*innen (vgl. Minkov 2023; Bücker 2014). Aber wie gestaltet sich feministischer Aktivismus auf diesen Plattformen überhaupt für die einzelnen Akteur*innen und wie zeigt sich dabei eine Verwobenheit mit einer neoliberalen Logik? Im Folgenden wird diese Frage hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen von Kollektivierung mit Blick auf netzfeministische Praktiken diskutiert.

Netzfeminismen

Netzfeministische Praktiken sind für feministische Aktivist*innen zentral geworden. Sie nutzen vor allem Bildsprache und Hashtags, um feministische Kritik sichtbar zu machen und Proteste anzustoßen (vgl. Kohout 2019, 11ff.). Unter

Netzfeminismen können lose Netzwerke von Blogs und Social-Media-Accounts verstanden werden, „die sich als feministisch oder queer-feministisch verstehen und unter anderem zu Feminismus im Netz schreiben“ (Kämpf 2014, 81). Eine grundlegende Praktik stellt dabei die Vernetzung von Aktivist*innen, Gruppen und Inhalten dar. Jede Aktion ist an die Erwartung geknüpft, Interaktion zu erweitern, sei es durch einen Kommentar, einen Repost oder andere Formen der Interaktion (vgl. Kämpf 2014, 73). Dies entspricht der Logik von Social-Media-Plattformen. Katrin M. Kämpf weist darauf hin, dass netzfeministische Aktivitäten mit einer Prämediationslogik verknüpft sind (vgl. ebd.). Sie untersucht kritisch die Nähe zu neoliberalen Selbstregierungstechnologien unter anderem bei den Themen Safe/-r Spaces, Empowerment und Self-Care und zeigt zugleich Potentiale auf, die netzfeministische Debatten in sich tragen:

> „Im Zeitalter gouvernementaler Prekarisierung vermischen sich in den netzfeministischen Debatten Empowerment-Diskurse mit Selbstfürsorge-Diskussionen und schwanken zwischen Versuchen, trotz widriger Umstände handlungsfähig zu bleiben einerseits und einer (Selbst-)Zurichtung auf eine prekäre Ordnung andererseits.“ (Kämpf 2014, 76)

Die Bestrebung, politisch handlungsfähig zu bleiben, kann als ein Potential in netzfeministischen Aktivitäten betrachtet werden. Gerade in Lebenssituationen, in denen nur wenig Ressourcen für politisches Engagement bleiben, können Social Media eine Möglichkeit bieten, an feministischen Kämpfen niedrigschwellig teilzunehmen. Kämpf merkt zudem an, dass netzfeministische Aktivitäten auch kollektive Maßnahmen hervorbringen. Dies zeigt sich in der Mobilisierung für Straßenproteste und ist beispielsweise im Kontext der aktuellen iranischen Revolution eine zentrale Strategie für feministische, aber auch andere politische Bündnisse (vgl. Zejneli 2022). Zugleich kritisiert Kämpf an netzfeministischen Aktivitäten jedoch auch Formen der Individualisierung von Unsicherheiten über neoliberale Prekarisierungsmechanismen, in denen die gesellschaftlichen Ursachen für Unsicherheiten unsichtbar gemacht werden. Hinsichtlich der Möglichkeiten von Bündnisbildung merkt sie in Anlehnung an Andrea Smith an, dass „ein zu starker Fokus auf individuelle Privilegierungen die Bildung politischer Bündnisse [erschwere], da er dazu führen könne, die gemeinsame Arbeit gegen diejenigen Strukturen, die selbige schaffen, zugunsten von individuellen, immunisierenden Privilegierungsbekenntnissen außer Acht zu lassen“ (Kämpf 2014, 80). Als Beispiel kann hier die Fokussierung auf das eigene Profil bei Social Media genannt werden: Netzaktivist*innen müssen in ihrer politischen Arbeit permanent performen, um Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit zu generieren. Die Fokussierung auf die eigene Produktivität und Profiloptimierung knüpft an neoliberale Prinzipien an, die (digitalen) Vernetzungsstrategien immanent scheinen:

> „[S]ome form of digital engagement seemed to be understood as the condition for having political voice in the dissonance of neoliberal politics, which reminds us 'why voice matters' (Couldry 2010). The adoption of new communication technologies and social networking within civic organs was also an indicator of progress and the ability to 'keep up'. This understanding of participation and empowerment is problematically fused with productivity, administrative control and functionality, which are themselves ideological tools." (Fotopoulou 2016, 50)

So betont Aristea Fotopoulou eine Verwobenheit von Vernetzungsstrategien mit neoliberalen Politiken, in der die Fähigkeit ‚mitzuhalten' („*keep up*") eine zentrale Bedingung zu sein scheint. Deutlich wird hier ein Dilemma, das sich mit der Anpassung an neoliberale Strategien auch in netzfeministischen Praktiken zeigt: Die Sichtbarkeit feministischer Stimmen im digitalen Raum ist von Praktiken abhängig, die neoliberalen Prinzipien nahestehen.

Aus postfeminismus-kritischer Perspektive kann dies auch als ein Prozess der neoliberalen Vereinnahmung betrachtet werden: Vor allem bei Praktiken wie dem Liken oder Teilen von feministischen Inhalten, Videos oder Fotos und dem Verwenden von feministischen Hashtags stellt sich die Frage, inwieweit diese Praktiken als subversiver politischer Akt begriffen werden können. Dienen solche Formen des Aktivismus der Stärkung kollektiver, feministischer Praktiken oder bleiben sie beim Konsum und der individuellen Produktion von digitalen Inhalten stehen? Die Kulturhistorikerin und Medienwissenschaftlerin Annekathrin Kohout äußert sich in ihrem Buch „Netzfeminismus" (2019) kritisch dazu:

> „[G]eht es dann wirklich immer um die Durchsetzung feministischer Ziele, den Kampf um Sichtbarkeit – oder nur um das Aufrechterhalten einer Debattendynamik? […] Die Initiator*innen und Aktivist*innen stellen eine Minderheit dar, der die Mehrheit jener Menschen gegenübersteht, die sich mit einem schnell gemachten Bild oder Tweet lediglich beteiligen und für die jedes Statement für eine bessere Welt vor allem ein Instrument ist, um sich im Netz in ein positives Licht zu rücken." (Kohout 2019, 70)

Die Möglichkeit der Vernetzung und Bündnisbildung steht hier im direkten Spannungsverhältnis zu neoliberalen Individualisierungs- und Singularisierungsprozessen, in denen es um Selbstverwirklichung und -optimierung geht. Eine Anpassung aktivistischer Praktiken an die digitale Infrastruktur beobachten auch die Politikwissenschaftler Maik Fielitz und Daniel Staemmler (vgl. 2020, 426). Sie kritisieren, dass die Handlungsfähigkeit von Aktivist*innen vor allem von der Politik der Plattformen abhänge, auf denen sie sich bewegen (vgl. Fielitz/Staemmler 2020, 438). Da Social-Media-Plattformen vordergründig

Profitinteressen verfolgen, haben „aufmerksamkeitserhaschende Inhalte und ressourcenstarke Akteure höhere Chancen auf Sichtbarkeit“ (ebd.). Weitere Einschränkungen ergeben sich durch die Privatisierung der Rechtsdurchsetzung und Überwachungsstrukturen, die ermöglichen, dass digitale Infrastrukturen auch politische Debatten kontrollieren und manipulieren. Sie beeinflussen somit Artikulationsformen von Protest und Widerstand, was sich auch auf den analogen Raum auswirkt. Gerade im sogenannten ‚Klick-Aktivismus‘, unter den beispielsweise das Liken und Teilen aus einer aktivistischen Motivation heraus fällt, sehen Fielitz und Staemmler eine Verschränkung mit neoliberalen Strategien:

> „Die Notwendigkeit zur Anpassung der Inhalte an die jeweiligen Funktionsweisen der daten- und werbegestützten Plattformökonomie zeigt, dass gerade die Praktiken des Klick-Aktivismus einer Logik des politischen Marketings folgen.“ (Fielitz/Staemmler 2020, 431)

Social-Media-Plattformen regulieren somit auch feministische Inhalte und Vernetzungsstrategien. Wichtig ist deshalb der Austausch zwischen kollektiven Akteur*innen im Lokalen und Netzaktivist*innen. Fielitz und Staemmler verweisen auf die Bewegungsforschung, laut der gerade die Kombination von Online- und Offlinepraktiken zu wirkmächtigen Protesten führt. Dies wird beispielsweise auch im Kontext der iranischen Proteste deutlich: Marianne Kneuer betont die Notwendigkeit einer Verbindung von Aktivismus auf Social Media und lokalen Protesten (vgl. Zejneli 2022, Absatz 13; Kneuer/Richter 2015, 194ff.). Social Media stellen demnach zwar ein entscheidendes „Instrument“ (ebd.) dar, können jedoch den Offline-Aktivismus nicht ersetzen. Der Blick auf die subversiven Möglichkeiten netzfeministischer Praktiken, aber auch Verwobenheiten mit neoliberalen Praktiken verdeutlicht, dass feministische Kollektivierungspraxen sich nicht auf den digitalen Raum beschränken können, sondern in Verbindung mit lokalen, analogen Bündnisbildungen stehen müssen, um nachhaltig zu wirken. Doch inwieweit können diese Räume überhaupt als voneinander getrennt betrachtet werden, wenn sie vor allem in ihrer Verknüpfung entscheidend sind? Postdigitale Zugänge ermöglichen hier eine Verschiebung der Perspektive.

Im Zeitalter der Postdigitalität?

Theoretische Auseinandersetzungen mit (Post-)Digitalität stellen eine dichotome Unterscheidung zwischen einem digitalen und analogen Raum in Frage. Die Erkenntnis, dass Digitalität für fast alle Lebensbereiche Konsequenzen hat, führt zu Theorien der (Post-)Digitalität, in der „die Unvermeidlichkeit der Präfigurierung der Lebenswelt durch digitale Technologien und Algorithmen“ (Grünberger 2021,

213) betont wird. Theoretiker*innen gehen davon aus, dass eine dichotome Unterscheidung zwischen analog und digital nicht mehr haltbar ist, da auch das Digitale sich in materieller Hinsicht zeigt (vgl. Grünberger 2021, 216). Dies kann auch neue Formen von „Gemeinschaftlichkeit" (Stalder 2019, 13) erzeugen, in denen „Dynamiken der Netzwerkmacht [wirken], die Freiwilligkeit und Zwang, Autonomie und Fremdbestimmung in neuer Weise konfigurieren" (ebd.). Diese sind von Algorithmizität, also automatischen Entscheidungsverfahren, beeinflusst. Das Besondere im postdigitalen Zeitalter sieht Nina Grünberger gerade darin, dass all diese Prozesse nicht mehr unbedingt wahrgenommen werden, da die Digitalität bereits in fast alle Lebensbereiche eingeschrieben ist (vgl. Grünberger 2021, 27f.). Das Digitale ist somit alternativlos und kann nicht mehr als Fortschritt oder Zukunft, sondern muss als Realität angesehen werden (vgl. ebd.). Auch Robin Schmidt betont die Selbstverständlichkeit des Digitalen und weist darauf hin, dass gegenwärtig eher das Offlinesein eine aktive Entscheidung sei. Onlinesein sei dagegen, vor allem für junge Menschen, „ein dauernder, diffuser, nicht eigens reflektierter Zustand geworden" (Schmidt 2020, 57).

> „Der Ausdruck ‚post-digital' soll hier jedenfalls nicht das Ende des Digitalen, sondern auf das Ende der Auffassung des Digitalen als spezifisches kulturelles (gesellschaftliches, anthropologisches, künstlerisches, soziales, technologisches, politisches, pädagogisches usw.) Differenzkriterium gegenüber einer nicht-digitalen Weise des Seins deuten." (Schmidt 2020, 58)

Der Verweis auf ein Onlinesein als Dauerzustand und einem Offlinesein als aktive Entscheidung spiegelt sich unter anderem in der Praktik des *digital detox* wider, mit der vor allem junge Menschen bewusst abschalten wollen (vgl. Beisch/Koch 2022, 460).

Mit Blick auf eine postkoloniale Gesellschaftssituation problematisiert Grünberger zudem die Formulierung „digitale globale Vernetzung" und macht auf die Dominanz der Perspektiven des ‚Globalen Nordens'[9] in theoretischen Auseinandersetzungen mit (Post-)Digitalität aufmerksam (vgl. Grünberger 2021, 213, 218). Gerade die Vorstellung des „Global Village" (McLuhan/Powers 1995) kann nur für den Globalen Norden formuliert werden und macht fehlende Infrastrukturen und Ausstattungen, aber auch problematische Arbeitsbedingungen in der Technologieherstellung im ‚Globalen Süden' unsichtbar. Diese sind jedoch Ausdruck neokolonialer und imperialistischer Entwicklungen und (re-)

9 Die Formulierungen ‚Globaler Norden' und ‚Globaler Süden' sollen nicht auf geografische Bereiche, sondern auf asymmetrische Machtverhältnisse im globalen System hinweisen (vgl. Afeworki Abay/Schülle/Wechuli 2021, 117). Sie können jedoch trotzdem kritisch betrachtet werden, da sie eine koloniale dichotome Vorstellung von zwei Welten, Orient und Okzident, in gewisser Weise aktualisieren.

produzieren eine epistemische Gewalt (vgl. Grünberger 2021, 218f.). Dies erfordert eine kritische Perspektive auf die (Un)Möglichkeit der sozialen Teilhabe an der digitalen Vernetzung auf Social-Media-Plattformen.

Theorien zur Postdigitalität ermöglichen sowohl machtkritische Analysen als auch Reflexionen der Verwobenheiten des Digitalen mit materiellen Lebensräumen, in denen neue Formen der Kollektivierung entstehen. Für feministische Überlegungen eröffnen sie eine Perspektive, in der digitale Vernetzung als feministische Kollektivierungspraktik in ihren Widersprüchen, Potentialen und Grenzen reflektiert werden können. Deutlich wird dabei, dass Vorstellungen feministischer Kollektivierung mit gegenwärtigen sozialen Imaginationen von vernetzter Politik und Konnektivität längst grundlegend verwoben sind (vgl. Fotopoulou 2016, 50). Dies verlangt eine ständige Einbeziehung digitaler Räume, die ein unvermeidlicher Teil feministischer Kollektivierungspraktiken sind. Eine dichotome Unterscheidung zwischen digitaler und analoger Welt ist mit Blick auf Postdigitalität nicht mehr möglich. Im Kontext der Debatten um digitale Vernetzungsstrategien als Form feministischer Kollektivierungspraxis lässt dies kritisch auf Argumentationen schauen, in denen digitale und analoge Räume dichotom gegenübergestellt und verglichen werden. Zudem wird, unter anderem mit Blick auf Stalders Verweis einer Netzwerkmacht, deutlich, dass Fragen nach feministischer Kollektivierung kaum noch unabhängig von Fragen der digitalen Vernetzung diskutiert werden können. Zugleich bedeutet eine postdigitale Perspektive jedoch nicht, dass die Unterscheidung von digitalen und nicht-digitalen Räumen in kritischen Analysen feministischer, antifeministischer und neoliberaler Praktiken komplett aufgelöst werden kann. Sie verändert vielmehr den Blick auf die Unterscheidung und dekonstruiert die damit einhergehenden Dichotomien. Die so in den Blick geratenen Ambivalenzen knüpfen an eine postfeminismus-kritische Perspektive an, die es ermöglicht, Widersprüchlichkeit auch in gegenwärtigen feministischen Kollektivierungspraktiken sichtbar zu machen.

Zwischen Kollektivierung und Individualisierung: Ein postfeminismus-kritischer Blick auf Vernetzungsstrategien

Die digitale Vernetzung ist ein wichtiger Bestandteil feministischer Kollektivierungspraktiken geworden. Social-Media-Plattformen stellen dabei einen zentralen Ort dar, um Sichtbarkeiten zu schaffen und Vernetzungsaktivitäten zu beschleunigen. An Beispielen wie den aktuellen Entwicklungen im Iran zeigt sich zudem, dass sie ein wichtiges Instrument für feministische Mobilisierungen

sein können. Doch wie nachhaltig sind diese schnellen Vernetzungsformen für feministische Bewegungen und wie abhängig sind feministische Akteur*innen von Social Media? Werden sie im öffentlichen Diskurs überhaupt sichtbar, wenn sie auf den Plattformen unsichtbar sind? Der kritische Blick auf die Verwobenheit mit neoliberalen Strategien führt dabei zur Frage, inwieweit die Aufforderung „Vernetzt euch!“, an die auch profitorientierte Social-Media-Plattformen anknüpfen, zu einem postfeministischen Imperativ geworden ist, mit dem diejenigen, die diesem nicht nachgehen (können), ausgeschlossen werden.

Die Analysen in diesem Artikel zeigen, dass digitale Vernetzung feministische Kollektivierung ermöglicht, diese zugleich aber immer wieder aufgrund einer Verwicklung mit neoliberalen Strategien begrenzt. Ein postfeminismuskritischer Blick, mit dem die Verwobenheiten zwischen feministischen und neoliberalen Perspektiven in digitalen Räumen analysiert werden können, eröffnet eine neue Sichtweise auf digitale feministische Vernetzungsaktivitäten, die nicht auf das Digitale reduziert werden können, sondern Einfluss auf politische Räume, Denklogiken und Kollektivierungspraktiken haben. Diese können sowohl angepasst an neoliberale und kapitalistische Logiken sein als auch neue Handlungsräume aufzeigen, in denen subversives Potential steckt. Nicht die Vernetzung selbst stellt heute eine Herausforderung für Aktivist*innen dar, sondern das Nicht-immer-vernetzt-sein-Können beziehungsweise -Wollen sowie (Un-) Sichtbarkeit und der Umgang mit der Vielzahl an Vernetzungsmöglichkeiten. Der Blick auf mögliche Ausstiege bei Aktivist*innen aufgrund von Überforderung oder auch auf die Praxis des *digital detox* verweist auf den Druck, mit allen und allem vernetzt zu sein, der auch handlungsunfähig machen und Stillstand erzeugen kann. Die Möglichkeiten der Kommunikation scheinen unendlich, wo aber setzen wir Grenzen? Wo führt Vernetzung nicht zu Kollektivierung, sondern zur Singularisierung, Selbstoptimierung oder Erschöpfung? Die unzähligen Gruppenbeitritte und Abonnements von Seiten bringen auch eine Informationsflut mit sich, die viele nicht bewältigen können. Um dieser entgegenzuwirken, entwickeln Nutzer*innen Strategien, die neoliberalen Praktiken nahestehen: Mit einer effizienzbasierten Bearbeitung von Informationen kann abgeschätzt werden, wie hoch der eigene Profit bei einer Kommunikation ist. Ob sich einige feministische Aktivist*innen auch deshalb bewusst gegen Vernetzungsplattformen entscheiden, ist eine Frage, die es empirisch noch zu beantworten gilt. Aber inwieweit kann sich Aktivismus überhaupt vom digitalen Raum lösen? Leben wir nicht längst in einem postdigitalen Zeitalter, in dem sowohl unser Lebensalltag als auch Aktivismus vom Digitalen durchdrungen und bestimmt ist?

Digitale Vernetzungsstrategien sind für feministische Kollektivierungsprozesse, die über Grenzen hinausgehen, zentral geworden. Dies können sowohl

nationale Grenzen als auch Unterschiede hinsichtlich Lebensgestaltung, Abhängigkeitsverhältnissen und Ressourcen sein. Zugleich bringt all diese Vernetzung nur wenig, wenn es nicht auch auf lokaler Ebene zu feministischen Bündnisbildungen kommt, in denen Aktivist*innen einander entlasten, Erfahrungen austauschen, Verantwortungen teilen und Aktionen organisieren. Feministische Kollektivierung befindet sich somit in einem Spannungsverhältnis, in dem digitale Räume nicht mehr wegzudenken sind: Sie enthalten Potential für feministische Bewegungen, können jedoch zugleich Kollektivierungsmomente behindern. Mit der Anerkennung dieser Widersprüche und der ständigen Reflexion damit einhergehender Ein- und Ausschlussmomente haben feministische Bündnisse im postdigitalen Zeitalter jedoch eine Chance: Eine Chance, sowohl zu überleben als auch Kollektivierungspraktiken weiterzuentwickeln, um differenzreflexive, intersektional-feministische Bewegungen zu stärken. Der kritische Blick aus einer postfeminismus-kritischen und postdigitalen Perspektive ermöglicht dabei eine Sichtbarmachung von sexistischen, rassistischen, klassistischen und neokolonialen Strukturen, die (digitale) Formen der Vernetzung prägen. Reflexionen dieser können als subversive Momente betrachtet werden, in denen sexistische, rassistische und andere diskriminierende Unterscheidungspraktiken durchbrochen werden können. Dies kann jedoch nur gelingen, indem die bestehenden widersprüchlichen Verhältnisse, in denen wir leben, immer wieder bewusst gemacht, kritisch betrachtet und bearbeitet werden, um zugleich Handlungsmöglichkeiten zu erschließen, mit denen gegen unterdrückende Strukturen kollektiv gekämpft werden kann – in digitalen Räumen, mit digitalen Räumen und darüber hinaus.

Literatur

Afeworki Abay, Robel/Schülle, Mirjam/Wechuli, Yvonne (2021): Decolonizing Disability. Eine postkoloniale Reflexion von Behinderung für die deutschsprachige Fluchtmigrationsforschung unter Berücksichtigung intersektionaler Lebensrealitäten. In: Bach, Miriam/Narawitz, Lena/Schröder, Joachim/Thielen, Marc/Thönneßen, Niklas-Max (Hg.): FluchtMigrationsForschung im Widerstreit. Über Ausschlüsse durch Integration. Münster: Waxmann, 117–130.

AlgorithmWatch (2020): Instagram-Algorithmus: Wer gesehen werden will, muss Haut zeigen. https://algorithmwatch.org/de/haut-zeigen-auf-instagram/ (10.08.2023).

August, Vincent (2021): Technologisches Regieren. Der Aufstieg des Netzwerk-Denkens in der Krise der Moderne. Foucault, Luhmann und die Kybernetik. Bielefeld: transcript. doi: 10.1515/9783839455975

Beisch, Natalie/Koch, Wolfgang (2022): Aktuelle Aspekte der Internetnutzung in Deutschland ARD/ZDF-Onlinestudie: Vier von fünf Personen in Deutschland nutzen täglich das Internet. In: Media Perspektiven 10/2022, 460–470. https://www.ard-media.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/ARD-ZDF-Onlinestudie/2022__Vier_von_fuenf_Personen_taeglich_online_NEU.pdf (10.08.2023).

Bock, Stephanie (2008): Frauennetzwerke. Geschlechterpolitische Strategie oder exklusive Expertinnennetze? In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 878–886. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_104

Bock, Stephanie (2002): Regionale Frauennetzwerke. Frauenpolitische Bündnisse zwischen beruflichen Interessen und geschlechterpolitischen Zielen. Wiesbaden: Springer. doi: 10.1007/978-3-663-11280-8

Bücker, Teresa (2014): Gestärkte Bewegungen, geschwächte Aktivistinnen? Das Dilemma des Onlineaktivismus. In: Feministische Studien 32 (1), 116–127. doi: 10.1515/fs-2014-0113

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Übersetzung aus dem Englischen von Katharina Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Carstensen, Tanja (2012): Gendered Web 2.0. Geschlechterverhältnisse und Feminismus in Zeiten von Wikis, Weblogs und sozialen Netzwerken. In: MedienJournal. Zeitschrift für Kommunikationskultur 36 (2), 22–34. doi: 10.24989/medienjournal.v36i2.146

Carstensen, Tanja/Prietl, Bianca (2021): Digitalisierung und Geschlecht: Traditionslinien feministischer Auseinandersetzung mit neuen Technologien und gegenwärtige Herausforderungen. In: FZG - Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 27 (1), 29–44. doi: 10.3224/fzg.v27i1.03

Castells, Manuel (2003): Das Informationszeitalter. Band 1. Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.

Combahee River Collective (1977): The Combahee River Collective Statement. Library of Congress, https://www.loc.gov/item/lcwaN0028151/ (10.08.2023).

Crenshaw, Kimberlé/Gotanda, Neil/Peller, Gary/Kendall, Thomas (Hg.) (1995): Critical Race Theory. The Key Writings That Formed the Movement. New York: The New Press.

Drüeke, Ricarda (2019): Digitale Medien. Affirmative Geschlechterordnungen und feministische Interventionen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, 1377–1384. doi: 10.1007/978-3-658-12496-0_82

Fielitz, Maik/Staemmler, Daniel (2020): Hashtags, Tweets, Protest? Varianten des digitalen Aktivismus. Varianten des digitalen Aktivismus. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 33 (2), 425–441. doi: 10.1515/fjsb-2020-0037

Fotopoulou, Aristea (2016): Feminist Activism and Digital Networks: Between Empowerment and Vulnerability. London: Palgrave Macmillan. doi: 10.1057/978-1-137-50471-5

Foucault, Michel (2005): Subjekt und Macht. In: Michel Foucault: Analytik der Macht. Übersetzung aus dem Französischen von Reiner Ansén und anderen. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 240–263.

Frerichs, Petra/Wiemert, Heike (2002): „Ich gebe, damit du gibst". Frauennetzwerke – strategisch, reziprok, exklusiv. Opladen: Leske + Budrich. doi: 10.1007/978-3-322-93374-4

Freudenschuss, Magdalena (2014): Digitalisierung. Eine feministische Baustelle. Einleitung. In: Femina Politica 23 (2), 9–21. doi: 10.3224/feminapolitica.v23i2.17610

Fuchs, Gesine/Gräf, Patricia (2019): Soziale Ungleichheit 4.0. Geschlechterverhältnisse und Digitalisierung. In: Femina Politica 28 (1), 85–94. doi: 10.3224/feminapolitica.v28i1.07

Gerdes, Gesche (2012): Der Postfeminismus-Vorwurf. Beobachtungen zum feministischen Selbstkonzept junger Theaterkünstlerinnen und Journalistinnen am Beispiel des Missy Magazine. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4 (1), 9–23.

Gill, Rosalind (2018): Die Widersprüche verstehen. (Anti-)Feminismus, Postfeminismus, Neoliberalismus. Übersetzung aus dem Englischen von Peter Beyer. In: Bundeszentrale für politische Bildung: Aus Politik und Zeitgeschichte. http://www.bpb.de/apuz/267938/die-widersprueche-verstehen-anti-feminismus-Postfeminismus-neoliberalismus?p=all (28.05.2022).

Gill, Rosalind (2017): The affective, cultural and psychic life of postfeminism. A postfeminist sensibility 10 years on. In: European Journal of Cultural Studies 20 (6), 606–626. doi: 10.1177/1367549417733003

Gill, Rosalind (2007): Gender and the Media. Cambridge: Polity Press.

Göweil, Stefanie (2017): Grenzen und Chancen der modernisierten Geschlechterordnung. Ein geschlechterkritischer Blick auf Gesellschaft und Schule. Gießen: Psychosozial-Verlag. doi: 10.30820/9783837973044

Grünberger, Nina (2021): Postkolonial post-digital. Forschungsfelder und Anschlussstellen für die Medienpädagogik durch eine postkoloniale Perspektive auf eine Post-Digitalität. In: Jahrbuch MedienPädagogik 16, 211–229. doi: 10.21240/mpaed/jb16/2021.02.25

Harcourt, Wendy (2008): Politische Frauenorganisationen. Neue Kulturen im Cyberspace schaffen. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte/Köpl, Regina (Hg.) (2008): Medien – Politik – Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung. Wiesbaden, 140–154. doi: 10.1007/978-3-531-91096-3_10

Hark, Sabine (2014): Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart. In: Hänzi, Denis/Matthies, Hildegard/Simon, Dagmar (Hg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. Baden-Baden: Nomos, 76–89. doi: 10.5771/9783845244853_76

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2016): Felder und Formen von Feminität und Feminismus. Zur Neuausgabe. In: McRobbie, Angela: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Herausgegeben von Sabine Hark und Paula-Irene Villa. Wiesbaden: Springer, 2. Auflage, v–xv.

Hartmann, Maren (2006): Undercurrents. Postkolonialer Cyberfeminismus, eine Mailingliste und die Netzwerkgesellschaft. In: Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich/Moores, Shaun/Winter, Carsten (Hg.): Konnektivität, Netzwerk, Fluss. Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie. Wiesbaden: Springer, 141–161. doi: 10.1007/978-3-531-90019-3_8

Kämpf, Katrin M. (2014): Safe Spaces, Self-Care & Empowerment. Netzfeminismus im Sicherheitsdispositiv. In: Femina Politica 23 (2), 71–82. doi: 10.3224/feminapolitica.v23i2.17615

Kannengießer, Sigrid (2014): Translokale Ermächtigungskommunikation. Medien, Globalisierung, Frauenorganisationen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi: 10.1007/978-3-658-01803-0

Klaus, Elisabeth (2008): Antifeminismus und Elitefeminismus. Eine Intervention. Feministische Studien 26 (2), 176–186. doi: 10.1515/fs-2008-0203

Kneuer, Marianne/Richter, Saskia (2015): Soziale Medien in Protestbewegungen. Neue Wege für Diskurs, Organisation und Empörung? Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Koch, Ulrike/Zschokke, Anna (2014): Was bleibt? Grenzen und Möglichkeiten eines queerfeministischen Archivs im Internet. In: Femina Politica 23 (2), 34–46. doi: 10.3224/feminapolitica.v23i2.17612

Kohout, Annekathrin (2019): Netzfeminismus. Strategien weiblicher Bildpolitik. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.

Kuhlhüser, Sandra (2016): Shitstorm gleich Shitstorm? Eine empirische Untersuchung des Netzphänomens exemplarisch dargestellt am Amazon-Shitstorm 2013. In: Haarkötter, Hektor (Hg.): Shitstorms und andere Nettigkeiten. Über die Grenzen der Kommunikation in Social Media. Baden-Baden: Nomos, 81–84. doi: 10.5771/9783845272085-50

Mayr-Kleffel, Verena (2008): Netzwerkforschung. Analyse von Beziehungskonstellationen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 351–358. doi: 10.1007/978-3-531-91972-0_40

McLuhan, Marshall/Powers, Bruce R. (1995): The global village: der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert. Paderborn: Junfermann.

McRobbie, Angela (2010): Postfeminismus und Populärkultur: Bridget Jones und die neue Geschlechterordnung. In: McRobbie, Angela: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Herausgegeben von Sabine Hark und Paula-Irene Villa. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien, 31–46.

Mhenni, Lina Ben (2011): Vernetzt euch! Übersetzung aus dem Arabischen von Patricia Klobusiczky. Berlin: Ullstein.

Minkov, Marie (2023): No Politics – No Pain? Was passiert, wenn uns die Flut an Content zu viel wird? https://missy-magazine.de/blog/2023/01/16/no-politics-no-pain/ (28.01.2023).

Mohanty, Chandra Talpade (2003): Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses. Duke University Press. doi: 10.1215/9780822384649-002

Munro, Ealasaid (2013): Feminism. A Fourth Wave? In: Political Insight 4 (2), 22–25. doi: 10.1111/2041-9066.12021

Orwat, Carsten (2019): Diskriminierungsrisiken durch Verwendung von Algorithmen. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Expertisen/studie_diskriminierungsrisiken_durch_verwendung_von_algorithmen.html (10.08.2023).

Posthausen, Nele (2023): Digitale Divide. In: Missy Magazine 15 (4), 25.

Prasad, Nivedita (2021): Digitalisierung geschlechtsspezifischer Gewalt. In: bff: Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe/Prasad, Nivedita (Hg.): Geschlechtsspezifische Gewalt in Zeiten der Digitalisierung: Formen und Interventionsstrategien. Bielefeld: transcript, 17–46. doi: 10.14361/9783839452813-002

Rankl, Dagmar (2017): Stakeholder-Kommunikation im Web 2.0. Alte Theorien für neue Medien. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi: 10.1007/978-3-658-15763-0

Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp. doi: 10.1007/978-3-658-21050-2_2

Richter, Andrea (2020): Mehr nackte Haut bedeutet mehr Sichtbarkeit. https://www.deutschlandfunkkultur.de/sexistische-algorithmen-bei-instagram-mehr-nackte-haut-100.html (28.01.2023).

Rouvroy, Antoinette (2016): Algorithmic governmentality. Radicalisation and immune strategy of capitalism and neoliberalism? Übersetzung aus dem Italienischen von Benoît Dillet. In: La Deleuziana 3, 30–36.

Sauer, Birgit (2008): Formwandel politischer Institutionen im Kontext neoliberaler Globalisierung und die Relevanz der Kategorie Geschlecht. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld: transcript, 237–254. doi: 10.1515/9783839407486-016

Savali, Kirsten West (2018): A culture of Silence. In: Essence 49 (6), 98–101.

Schmidt, Robin (2020): Post-digitale Bildung. In: Demantowsky, Marko et al. (Hrsg.): Was macht die Digitalisierung mit den Hochschulen?, Einwürfe und Provokationen, Oldenburg: De Gruyter Verlag, S. 57–70. doi: 10.1515/9783110673265-005

Sozialistisches Büro (Hg.) (2005): Genders neue Kleider? Dekonstruktivistischer Postfeminismus. Wie Neoliberalismus und die Macht. Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich 25 (95), S. 3–6.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Übersetzung aus dem Englischen von Alexander Joskowicz und Stefan Nowotny. Wien/Berlin: Turia + Kant.

Stalder, Felix (2019): Kultur der Digitalität. 4. Auflage. Berlin: Suhrkamp.

Stark, Birgit/Magin, Melanie/Jürgens, Pascal (2021): Maßlos überschätzt. Ein Überblick über theoretische Annahmen und empirische Befunde zu Filterblasen und Echokammern. In: Eisenegger, Mark/Prinzing, Marlis/Ettinger, Patrik/Blum, Roger: Digitaler Strukturwandel der Öffentlichkeit. Historische Verortung, Modelle und Konsequenzen. Wiesbaden: Springer VS, 303–321. doi: 10.1007/978-3-658-32133-8_17

Statistisches Bundesamt (2023): Mehr als Drittel der Weltbevölkerung ist offline. Kein Zugang zum Internet. https://www.destatis.de/DE/Themen/Laender-Regionen/Internationales/Thema/wissenschaft-technologie-digitales/Internetnutzung.html (16.06.2023).

Stehling, Miriam (2015): Die Aneignung von Fernsehformaten im transkulturellen Vergleich. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi: 10.1007/978-3-658-09351-8

Whelehan, Imelda (1995): Modern Feminist Thought. From the Second Wave to 'Post-Feminism'. Edinburgh: Edinburgh University Press. doi: 10.1515/9780748632084

Zejneli, Anastasia (2022): Wie wichtig ist Online-Aktivismus für die Protestierenden in Iran? https://www.jetzt.de/politik/iran-proteste-was-bringt-online-aktivismus (27.01.2023).